

# Jugendkönigin

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571559>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Neujahrsnacht

Tief sinkt in Nacht und Nebel der Silvester.  
Der Schlitten gleitet lautlos durch den Schnee,  
Und eine lange Reihe reifbetrefter  
Verschlafner Bäume streckt in starrem Weh  
Die kahlen Äste auf zum Winterhimmel.

Kein Laut. Vielleicht schnaubt ab und zu der Schimmel,  
Und einmal brummt der Kutscher in den Bart.  
Kein Hund schlägt an. Kein Glockenton. Kein Rufen.  
Der Mond folgt schweigsam lächelnd unsrer Fahrt;  
Auch er hört kaum den Schall von Rosseshufen.

Verzaubert schlummern Hof und Dorf und Weiler.  
Jetzt steht der Mond im Pappelbaumgeäst  
Und lehnt am Stamm, gleichwie an einem Pfeiler,  
Von dem gestützt man furchtlos nahen läßt  
Die Zukunft und des neuen Jahrs Verborgnen,

Das ist: Luft, Leiden, Rauch und Alltagsorgen!  
Dort stapft mit roter Lampe, schweren Tritts  
Ein Bauer und wünscht Glück in unsern Schlitten.  
Weit hinter uns ist er gemess'nen Schritts,  
Wie wir im Trab, ins neue Jahr geglitten . . .

Charlot Straßer, Bern.

## Jugendkönigin.

Novelle von Jakob Böhmer, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Über Schönau lagen glühende Abendwolken und sprengten ihren Glanz auf die dunkelbraunen Ziegeldächer, die blühenden Kronen der Birn- und Apfelbäume und das hellgrüne Laubmeer des nahen Buchenwaldes. In den Straßen fegten Knechte und Mägden den Staub und was die Werkeltage sonst hatten liegen lassen mit birkenen Besen zu Haufen; denn es war der Abend vor dem Auffahrtsfest, und die Schönauer hielten darauf, ihr Dorf für Feiertage sauber und einladend herzurichten.

Durch den von den Besen aufgewirbelten Staub schleppte sich ein Mädchen, das zwanzig Jahre alt sein mochte, bei flüchtiger Betrachtung aber viel älter schien. Ihr Rückgrat war im Kreuz gekrümmt, sodaß ihr die Hüften ungleich hoch lagen und sie mühsam und schwerfällig einherhinkte. Das weiße Schürzenband, der Saum

des blau bedruckten Rockes, alles, was an ihr wagrecht sein sollte, war durch den Breiten schief gerückt. Auf dem Kopfe trug sie einen länglichen Korb aus geschälten Gelbweiden, unter dessen Last ihr Rücken bei jedem Schritt zu brechen drohte. Trotz ihrer augenscheinlichen Müdigkeit bot sie im Dahinschreiten nach rechts und links freundliche Grüße, die ihr je nach Natur und Laune der Angeredeten höflich oder gleichgiltig erwidert wurden: „Guten Abend, Mathilde!“ „'n Abend!“

Oben im Dorf klapperte ein Mühlwerk. Dort bog Mathilde in einen Fußweg ein, der schnurgerade zwischen blühenden Weißdornhecken einen steilen Hügel hinan zu einem Bauernhaus emporführte. Wie ein finsterner Wächter von seiner Warte blickte das dunkle Haus unter dem breitkrämpigen Hut auf das Dorf hinab; der letzte

Abendschimmer spiegelte sich in den Buzenscheiben und gab dem düstern Wesen ein fast unheimliches Aussehen. Mißgunst und Neid schienen ihre gläsernen Augen auf die üppigen Obstgärten, die fruchtbaren Wiesen und Saatfelder zu richten, die sich unten weit hin ausdehnten. Das Heimwesen in der Höhe hieß die Lore.

An einer Ecke des Hauses stand ein großer, scharfkantiger Mann, steif wie ein Zaunpfahl. Er trug ein kurzstielliges Beil auf den Schultern und schaute unter seiner Schirmkappe unwirsch, wie sein Haus, auf das Dorf hinab, bis er Mathilde gewahrte, deren mühsamen Aufstieg er dann teilnahmslos verfolgte. Als das Mädchen endlich die Höhe erreicht hatte, stellte es den Korb auf den Boden, um Atem zu schöpfen.

„Guten Abend, Vater!“ keuchte es.

„Kommt spät,“ gab er als Antwort zurück.

Sie schluckte das tadelnde Wort hinunter, hob ihre Last wieder auf und schwankte ins Haus. Nun verließ auch er seinen Posten und stelzte langsam über die Hofreite, wobei er sich dann und wann nach ein paar Grashalmen oder Kräutern bückte, die seinem Sohn vom Schubkarren gefallen sein mochten. Denn er gehörte zu der Sorte von Menschen, die der Meinung sind, die Hände seien einzig zum Auflesen und Zusammenhalten so kunstvoll gebildet.

Der Lorenbauer besaß das kleinste Heimwesen in ganz Schönau, und das ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er war Gemeindeförster und mußte seine beste Zeit den nicht unbeträchtlichen Waldungen widmen. Sagte man etwa zu ihm: „Aber, Heini-Zoggel, was legst du dein Amt nicht nieder und kaufst dir ein paar Acker und Wiesen, die an die deinen stoßen?“ so warf er, Hohn witternd, die Schultern zurück und erwiderte scharf: „Mein Großvater und mein Vater sind Gemeindeförster gewesen, und wenn ihr jeden Winter eure Stuben heizen könnt, ohne einen Napfen auszuwerfen, so habt ihr's ihnen und mir zu verdanken! Draußen im Wald gehen die Lorenbauern um, die toten und ich der lebende, und schaffen für euch, drum könntet ihr mich in Ruhe lassen, nicht?“ So sprach er; aber man merkte es ihm an, daß er seine geheimsten Gedanken und Pläne für sich behielt.

Nach einem kurzen Gang durch die Scheune folgte der Förster Mathilde in die Stube. Sie saß erschöpft am Tische und schichtete mechanisch ihren Lohn zu einem Türmchen auf. Der Vater setzte sich ihr gegenüber, zog das Geld mit dem gekrümmten Zeigefinger langsam zu sich heran und überzählte es. Als er fertig war, fing er mit gesteigerter Sorgfalt nochmals an.

„Sie haben dir einen Abzug gemacht?“

„Ja,“ seufzte das Mädchen; „aber was kann ich

dafür? Die Seide wird immer schlechter, der Abgang immer größer, und so kann man nie sein volles Gewicht abliefern.“

„Flausen! Besser zusehen, sorgfältiger knüpfen! Da liegt's!“

Sie ließ, statt zu antworten, mutlos die Hände in den Schoß fallen.

„Und die Maschine für die Kleine, wann bekommen wir die? Es ist an der Zeit, daß Abeli angespannt werde. Sie ist nun konfirmiert; ich vermag es nicht, ein Luxusrößchen im Stall zu halten.“

„Ende Woche könnt Ihr sie holen,“ entgegnete Mathilde.

„Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag,“ brummte er und sah rechnend in einen Winkel der Stube, wo bereits die Dunkelheit hockte. Mathilde erhob sich, zündete die Hängelampe an und trat dann an ihren Seidenwindstuhl, der wie ein unheimliches Tiergerippe langgestreckt an einer Wand stand. Zwei eiserne Fußpaare stemmten sich gegen den Boden und trugen ein Gestell, woran in langer Reihe ein Duzend Häspel und die dazu gehörenden Lager für die Spulen angebracht waren. Unten, ein paar Zoll über dem Boden, lief der ganzen Länge nach, die beiden Fußpaare der Maschine miteinander verbindend, ein Brett, das sich auf zwei Zapfen drehte und durch diese Bewegung ein paar Räder und Riemen und oben die Spulen in rasselnde Bewegung setzte. Das Brett mußte von der „Winderin“ mit dem Fuße getreten werden, Tag für Tag, Woche um Woche, Jahr ein, Jahr aus. Bei dieser angestrengten Arbeit war Mathilde krumm geworden; denn sie war nicht stark gebaut und stand seit ihrem dreizehnten Jahre an dem Marterstuhl.

Sie nahm die leeren Spulen, die sie mitgebracht hatte, aus dem Korb und legte sie in die Lager, hielt aber, bevor sie mit der Arbeit fertig war, nachdenklich inne und sagte halb zu sich selber, halb zu ihrem Vater: „Die Kleine ist für die Maschine zu schwach, es wird ihr gehen wie mir.“

„Was brummst du da?“ fuhr sie der Alte heftig an. „Hättest du beim Treten mit den Füßen abgewechselt, wie man dich hundertmal hieß, so wärst du auch nicht krumm geworden!“

Mathilde schwieg; sie wußte zu gut, wie es gekommen war. Sie hatte sich freilich im Anfang vorgenommen, mit den Füßen abzuwechseln; aber bei der mechanischen, langweiligen Arbeit, bei dem stets gleichen Rassel der Spulen und dem ewig einformigen Drehen der Häspel hatte sie sich immer vergessen und das mühsame Brett mit dem rechten Fuße getreten, der, wie es schien, die Arbeit leichter bewältigte als der linke. So war der rechte Fuß immer stärker und der andere

arbeitscheuer geworden, und schon nach einem Jahr hätte sie bei bestem Willen nicht mehr abwechseln können. Dann begannen die Schmerzen im Rücken, und nach und nach verbogen sich die Wirbel, was sie aber erst merkte, als ihr eines Sonntags die Kameradinnen sagten: „Aber, Mathilde, du wirfst ja schief!“ Damals kämpfte sie wie eine Verzweifelte gegen die Maschine und den Vater, der am Verdienst hing; aber sie vermochte ihren Willen nicht durchzusetzen und ließ es endlich geschehen. Was waren das für Jahre unsäglichen Wehs gewesen, die Jahre, in denen sie von der Maschine elendiglich zerkrümmt wurde! Und jetzt drohte ihrer Schwester Adelheid das gleiche Los, ihrem Abeli, an das sie all ihre Liebe hängte, zu dem sie in einem fast mütterlichen Verhältnis stand. Sie hatte sich lange für das Kind gewehrt, dem Vater getrotzt und es unterlassen, sich in der Fabrik um einen zweiten Stuhl zu bewerben; aber damit hatte sie das einmal Beschlossene nur um ein paar Wochen hinausgeschoben.

Als sie die Worte zu einem erneuten Kampf mit dem Vater zusammensuchte, ging die Türe auf, und auf einen Schlag füllte sich die bescheidene Stube mit Licht und Glanz. Der Förster wie Mathilde waren ganz überrascht von dem Anblicke, der sich ihnen bot. In weißem Gewand mit goldenen Säumen, einen goldenen Gürtel um die schmiegamen Lenden, eine Krone in dem üppigen, kastanienbraunen Haar, auf einen mit Goldblittern verzierten Stab gestützt, die verkörperte Anmut, stand Abeli auf der Türschwelle. Ihre braunen Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, und um die Lippen spielte ein stolzes, kindliches Lächeln; denn sie wußte, daß sie schön war und freute sich über die großen Augen des Vaters und der Schwester.

„Guch grüßt die Jugendkönigin!“ rief sie mit heller Stimme, endlich ganz ins Zimmer tretend.

Am kommenden Sonntag sollte in Schönau das neue Schulhaus mit einem Jugendfest eingeweiht werden, und Adelheid, als das schönste der jungen Mädchen von allen neidlos anerkannt, hatte dabei eine Hauptrolle zu spielen. Heute hatte sie ihren Kleiderstand bekommen und, um ihn noch etwas genauer ihrem Wuchse anzupassen, mit nach Hause nehmen dürfen.

Wie der Heini-Zoggel das Mädchen so schön und stegesbewußt vor sich sah, sprang ihm ein freudiger Ausruf über die Lippen, was ihm nur in einem ganz geratenen Jahr einmal begegnete: „Du verfluchte Hure!“ Aber gleich kam die Nüchternheit hinterdrein gehinkt. Er schämte sich, sein eigenes Fleisch, und war es auch nur eine Minute lang, angegloht zu haben, und beschloß, Adelheid, deren kindliche Eitelkeit ihm längst ein Dorn im Auge war, mit einem väterlichen Ruck aus ihrem Taumel herauszureißen. Schon hatte er eine hämische

Bemerkung über ihren Kleiderstaat in die richtige, beißende Form gebracht, als er sich erinnerte, daß ja die Gemeinde alle Kosten des Jugendfestes trage und der Aufwand, der an seinem Kinde hing, ihn nichts angehe. So besann er sich anders und sagte in trockenem Ton, wobei sich seine schmalen Lippen kaum bewegten: „Freu' dich, nächsten Montag bekommst du deine Maschine!“

Das Wort warf die Jugendkönigin fast zu Boden; sie taumelte zurück, und ihre Augen hesteten sich erschreckt auf Mathilde, als wollte sie fragen: „Hast du das Ungeheuer bestellt? Das konntest du mir antun!“

Ein Schauer durchlief sie von den Zehen bis zum Scheitel. „Ich bin nicht zur Seidenwinderin geboren!“ preßte sie, gegen den Vater gewendet, hervor.

„Wie ich's nur vergessen konnte! Ganz recht, du bist ja eine Prinzessin!“ entgegnete er höhniisch.

„Ich bin grad geboren, und grad will ich bleiben! Ist es nicht genug, daß Mathilde hat krumm werden müssen?“ rief Adelheid und schlang, wie für die unzarte Bemerkung um Entschuldigung bittend, die Arme um den Hals der Schwester, die nicht minder litt als sie selber und nichts zu sagen vermochte als: „Armes Abeli!“

„Da mög' doch das Donnerwetter dazwischenfahren!“ polterte der Vater des aus der Art geschlagenen Schwesternpaars und schlug die knochige Faust unwillig auf die Tischplatte.

In diesem Augenblick trat Hans, Heini-Zoggels Sohn, herein, mit einer rußenden Laterne in der Hand und Stallgeruch in den Kleidern. Er war das Ebenbild des Vaters, hochaufgeschossen und dürr, mit schmaler Nase, scharfen Lippen und starken Kiefern. In nichts glich er den Schwestern, die ihre Art von der Mutter hatten. Er warf einen raschen Blick auf die beiden, und als er gewahrte, daß da Schmerz und Mitleid aneinander aufstanden, verzog er das Gesicht zu einer Grimasse und sagte in dem trockenen Ton des Vaters:

„Nun weiß ich doch, wie ein Grasaff aussieht!“

Des Alten kantige Züge machten eine kleine Anstrengung zu lächeln, und in die beweglichen Augen nistete sich etwas wie Wohlgefallen ein, Wohlgefallen an dem Sohne, in dem seine Rasse sich bewahrte.

„Sie meint, sie sei zur Seidenwinderin zu vornehm,“ sagte der Vater aufklärend zu dem Jungen.

„So?“ entgegnete dieser und brachte das o so lang heraus, daß er damit die kleine Sünderin ganz hätte einspinnen können. „So? Dann weiß ich Nat. Wenn der Vogel nicht arbeiten will, so soll er uns pfeifen; wir sperren ihn in einen Käfig, hängen ihn vor's Fenster und füttern ihn mit Pfeffermüssen und

Zimmsternen!" Er lachte breit über seinen Witz; Abeli aber stürzte zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf in ihre Schlafkammer. Die Tränen rollten ihr aus den Augen, als sie sich auf's Bett warf und das Gesicht in den Kissen verbarg.

Ein Knacken erinnerte sie daran, daß sie ihre Krone noch auf dem Kopfe trug, und der bloße Gedanke an ihren königlichen Staat stellte ihren Lebensmut wieder auf die Füße. Sie zündete das Lämpchen an, mit der kindlichen Absicht, sich im Wandspiegel zu beschauen. Wie schade, daß er so klein war! Sie mußte ordentlich weit davon wegtreten, um ein ansehnliches Stück ihrer fürstlichen Person zu überschauen. Wie sie das Gesicht mit den verweinten Augen betrachtete, wischte sie rasch die letzten Tränen von den Wimpern und versuchte, sich anzulächeln, was ihr leicht gelang, und schon war der Schmerz wieder halb vergessen. Es dauerte geraume Zeit, bis sie sich genug bespiegelt, beguckt und bewundert hatte; aber schließlich wurde sie der Kinderei doch müde, legte Krone, Gürtel und Kleid von sich und versorgte alles mit der Sorgfalt einer Puppenmutter im Kasten. Sie überlegte, ob sie wieder in die Stube hinabsteigen sollte; aber da kamen ihr die beklemmenden Gedanken wieder, in den Ohren wühlte ihr noch die schneidende Stimme des Vaters, und sie sagte halb leichtfertig, halb ernst zu sich: „Ich wollte lieber sterben, als mich an dem Karren krumm treten“, und es erwachte in ihr etwas wie ein Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Schönheit, an der sie sich eben so kindlich geweidet hatte. Ihre Augen hefteten sich auf einen alten, vergilbten Kupferstich, der mit vier Schuhnägeln an der Wand befestigt war und Gott Amor darstellte, wie er, hinter einem Rosenbusch versteckt, auf ein Mädchen zielte, das über eine Wiese ahnungslos daherräumte. Der Stich war, da die Mutter noch lebte, als Prämie zu einem Familienblatt ins Haus gekommen. Damals hatte sich ein Auftritt abgespielt, der sich dem zehnjährigen Abeli tief ins Gedächtnis eingepägt hatte. Der Bruder der Mutter, ein Schulmeister, hatte an einem Sonntag auf der Vore Besuch gemacht. Das Bild fiel ihm in die Hände, und da er, wie sein Beruf es mit sich brachte, von lehrhafter Art war, begann er die Schönheiten des Bildes, eine nach der andern, herauszubüffeln. Abeli schmiegte sich an ihn heran und unterbrach seine Betrachtungen mit den kindlichen Worten: „Sag, Onkel, wer ist denn der Bub da mit Bogen und Pfeil?“ Die Mutter lächelte und weidete sich an der verlegenen Nase, die ihr Bruder dem neugierigen Mädchen fast ins Gesicht steckte. „Das ist der Tod,“ sagte er endlich, da ihm keine schickliche Art einfiel, dem zehnjährigen Kind von Liebe zu sprechen. Er war glücklich, auf diesen Aus-

weg geraten zu sein. Das Mädchen aber lachte: „Das ist ja gar nicht wahr; der Tod ist ein Knochenmann und hat eine Sanduhr in den Händen!“ Der Lehrer, wenn er einmal im Wasser war, verstand zu schwimmen und ließ sich nicht verblüffen: „Das verstehst du nicht, Abeli. Sieh, es gibt drei Tode, einen für die Alten, das ist der, den du kennst, einen für die Männer und Frauen, der sieht aus wie ein Kornmäher und trägt eine mächtige Sense in den Händen, und endlich gibt es einen Tod für die Jungen, das ist der da hinter dem Rosenbusch. Welchen von den dreien möchtest du nun?“ fuhr er scherzend fort. Abeli wies mit dem Finger auf den lieblichen Knaben mit dem krausen Haar, den zierlichen Füßen und den runden Händchen. „Ja, ja,“ lachte der heimlich schlimme Onkel, „den haben die jungen Leutchen freilich am liebsten!“ Er machte ein pöfliches Gesicht, und alle Anwesenden, mit Ausnahme der Mutter, fanden, er habe sich trefflich aus der Patsche gezogen, und stimmten in sein Lachen ein. Abeli schrieb die muntere Unterhaltung sich zu gute und kam sich recht witzig vor; sie schloß das Bild von da an dankbar ins Herz und stellte sich oft und lange davor. Eines Tages bat sie die Mutter, ihr das Blatt zu schenken, und erstaunte nicht wenig, als ihr die Bitte sogleich gewährt wurde. Seit jenem Sonntagabend hatte die Mutter immer ein Unbehagen empfunden, wenn ihr Blick auf den in ihren Augen vergewaltigten Wandschmuck fiel. Sie war eine kränkliche und empfindsame Frau, und es hatte sie geschmerzt, Liebe und Tod so durcheinander geworfen zu sehen. Sie hegte wie fast alle Leidenden in einem verborgenen Winkel ihres Herzens eine verzehrende Sehnsucht nach Liebe, um die sie an der Seite ihres nüchternen Mannes zu kurz gekommen war, und fühlte, daß dieses Sehnen nie gestillt würde, daß es auch ihr Los sei, einem jungen Tod anheimzufallen. Kein Wunder, daß sie den Mahner gerne aus ihrer Stube entfernte! Abeli nagelte das Bild über ihrem Bette an die Wand, schrieb darunter mit Bleistift „Junger Tod“, und so hing es noch dort, etwas vergilbt und mit Fingerspuren am Rand. Jetzt freilich nach Jahren hatte das Bild für sie nicht mehr den alten Sinn: sie wußte, was mit dem Knaben gemeint war, und befand sich auf besten Wegen, zu erfahren, wie seine Pfeile tun; darum aber wurde das Blatt nur umso bedeutamer für sie. Es ging ihr wie der Mutter: in ihrem Geiste verbanden sich Jugend, Liebe und Tod miteinander, und das gab ein so geheimnisvoll anziehendes Gemenge, daß das zum Weib ausreisende Mädchen sich ganz darin fing. Die rätselhaften Regungen und Ahnungen, Hoffnungen und Befürchtungen seines Alters fanden sich alle in dem Bilde versteckt





Plinio Colombi, Bern.

Schneefschmelze.  
Foto. G. Solger, Bern.

und gaben der suchenden Phantasie Nahrung . . . Adeli hatte sich wieder so tief in den Stich oder besser in sich selbst versenkt, daß sie ihre Schwester nicht eintreten hörte und zusammenfuhr, als sich Mathilde neben sie auf den Bettrand setzte.

„Du hast wieder in das Bild hineingeträumt,“ sagte Mathilde; „tu' das nicht mehr, Kind!“

Adeli wich aus und seufzte: „Wenn nur die Mutter noch da wäre!“

„Ja, wenn die Mutter noch lebte,“ wiederholte die Schwester, „dann käme die zweite Maschine nicht ins Haus! Du mußt aber nicht meinen, ich habe sie verlangt; glaub mir's, ich habe in der Fabrik nie ein Wort davon gesagt! Da hat er darum geschrieben!“

„Ich glaub' es dir gern; aber nun mußt du mir helfen!“

Mathilde fuhr der Schwester mit der Hand über das braune Haar und sann und fand keinen Ausweg; alle Mittel scheiterten an dem harten Kopf des Einen, sie wußte es wohl.

„Du kennst unsern Vater,“ sagte sie endlich kleinlaut.

„Wir wollen die Maschine zerbrechen,“ meinte die Kleine mutig, „die deine auch; dann ist's zu Ende mit dem Rassel und dem Schmierölgeruch, und du mußt nicht mehr das schwere Brett treten und von morgens früh bis abends spät Fäden knüpfen!“

„Kleine Närrin!“

„Hör', heut' abend, als wir heimgingen, hat er gesagt, ich werde am Fest die Schönste von allen sein!“

„Wer?“

„Ach, du weißt es ja schon!“

„Müllers Wilhelm?“

„Ja, der redet immer so nichtsnutziges Zeug. Aber sein wär's doch! Eine Müllerin muß keine Maschine treten . . .“

„Du bist ein dummes Ding,“ schalt Mathilde. Sie spürte Lust, der Kleinen den Kopf zurechtzusetzen, ihr zu sagen, daß sich in Schönau nicht die Menschen, sondern die Acker heiraten, die großen unter sich und die kleinen unter sich; aber an diesem Abend brachte sie es nicht übers Herz, hart zu sein.

„Du wärst auch schön,“ schmeichelte Adeli, „wenn der Rasselstuhl nicht wäre. Der ist ein böses, verheertes Wesen, der macht dich so bleich, und die Stubenluft, der Delgeruch und das Lampenlicht helfen ihm! Nein, nein, ich lasse mich nicht in die Stube einsperren! Und auch du mußt wieder loskommen!“

Sie sprang, von einem Gedanken emporgeschwungen, auf: „Ich geh' hinunter, ich will mit ihm hadern. Er ist nur so, weil niemand wagt, ihm unter die Zähne zu treten. Oh, ich will es ihm heraus sagen!“

„Nein, laß mich sorgen, du verdirbst alles,“ bat Mathilde und vertrat der Kleinen den Weg. „Leg' dich zu Bett; ich will mit ihm sprechen!“

Adeli ließ sich bereden, und Mathilde stieg hinab. Ihre ungleichen Tritte verhallten auf der Treppe; eine Türe kreischte, und dann drang die Zwiesprache herauf: Mathildens kurze Bitte, die noch kürzere, grollende Antwort, und so wechselten die hohe und die tiefe Stimme eine Weile miteinander ab, immer lauter und heftiger werdend. Bald jedoch merkte die Lauscherin oben, daß die dumpfe Stimme das Feld behauptete, während die helle schüchtern und immer schüchterner wurde und endlich verstummte. Nun kam eine namenlose Angst über Adeli. Bis jetzt hatte sie nie recht an die zweite Maschine geglaubt; jetzt sah sie ein, daß es im Ernst gemeint war, sie sah das Ungeheuer durch den Hausflur in die Stube wackeln, langsam und gespenstig, drin an der Wand seinen Platz nehmen und nach ihr glocken und starren, bis sie von dem Blick bezwungen sich hinstellte, den Fuß auf das Trittbrett setzte und so dem unheimlichen Tier Leben und Bewegung gab. Und sie bliebe im Banne des Ungetüms, bis ihr Rücken krumm und ihre Wangen blaß sein würden wie die der Schwester! Sie stieß ein Gebet heraus: „Herrgott, laß mich grad bleiben!“ Sie wollte hinzufügen „Und schön“; aber sie empfand den Gedanken in diesem Augenblick als Sünde und unterdrückte ihn.

Mathilde trat wieder ein, noch zerbogener als zuvor; sie wagte kaum, ihre Schwester anzusehen, und suchte nach Worten, ihr das Mißlingen ihres Bittganges mitzuteilen.

„Ich weiß alles,“ sagte Adeli tapfer; „wir wollen jetzt schlafen.“ Und sie legte sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, hastig nieder, um bald die Augen schließen zu können. Mathilde sah, wie die Tränen unter ihren Lidern sich drängten und durch die zusammengepreßten Wimpern hervorquollen. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und blieb so, bis sie an dem leichter gewordenen Atem merkte, daß der Schlaf über die Kleine gekommen war.

Nun schossen auch ihr die Tränen hervor. „Ja, ja, es wird so kommen, sie wird elend werden wie ich, und ist jetzt so schön!“

In der Kammer nebenan stand derweil der Lorenbauer am Fenster und schaute auf das Dorf hinab, über dem der helle Vollmond stand. Der Streit mit Mathilde hatte ihm den Schlaf verjagt. Sie hatte ihm Härte, Geiz, Grausamkeit vorgeworfen, und er brauchte Zeit, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Das Gefühl, er versündige sich an den Kindern, und der Gedanke, nachzugeben, fuhren ihm einen Augenblick durch den harten Kopf, aber nur einen Augenblick.

Heini-Joggel gehörte nicht zu denen, die sich untreu werden, und in seinem Hause duldete er keinen Willen neben dem seinen. Er war habgierig, gewiß, aber dessen schämte er sich nicht; er war vielmehr stolz darauf, wenn er es auch niemand sagte. Der Geiz war in seinen Augen eine Art Lebensprinzip und eine Tugend; er hatte ihn von seinem Vater übernommen, der ihm auf dem Sterbebette die Richtung fürs ganze Leben vorgezeichnet hatte.

„Dein Großvater,“ so hatte der Sterbende zu ihm geredet, „wohnte drunten im Dorf, im schönsten Haus; es steht noch und trägt unsern Namen in einem Balken über der Haustüre. Er ist durch die Schlechtigkeit seiner Nachbarn und durch seine Gutmütigkeit um Haus und Habe gekommen. Verpöbelt und verachtet zog er auf den mageren Lorenhof und ließ sich, um nicht verhungern zu müssen, zum Gemeindeförster wählen. Aber die Heini-Joggel gehören nicht auf die Lore; wir dürfen nicht ruhen, bis wir uns gerächt haben und wieder mitten im Dorf sitzen, woher wir kamen. Drum halte deine Sachen zusammen und schinde dich, wie ich mich geschunden habe, und gerät es dir nicht, so gerät es vielleicht deinem Sohn. Versprich mir's, so mag ich ruhig sterben!“

So der Alte. Für den Jungen aber wurde der Geiz, den die Natur vorsorglich schon in ihm gepflanzt hatte, die Erfüllung eines Gelöbnisses. Die Habgucht war bei ihm nicht jenes zwecklose, selbstquälerische, häßliche Laster armseliger Seelen; sie war ein Familiengesetz, ein beständiges Opfer für die Spätern, so wenigstens redete es sich der Förster ein. Er lebte nicht eigentlich sein eigenes Leben und sorgte nicht für sich selber; er betrachtete sich nur als Vater eines Sohnes, der wieder einen Sohn und einen Sohnessohn haben würde, und mit dieser Kette rechnete er wie im Grund jeder Bauer; denn wie sonst würde einer einen Baum pflanzen oder einen Wald anlegen, der vielleicht erst seinem Enkel nützen wird?

Heini-Joggel jagte also nach Geld, auf den mühsamen und wenig ergiebigen Wegen, die seiner kärglichen Natur entsprachen, und wer an seinem Tische saß und aus seinen Schüsseln aß, der mußte bei dieser

Jagd mittun. Ging er aber draußen im Wald unter den Bäumen dahin, die sein Großvater und sein Vater gepflanzt hatten, da mochte es dem nüchternsten aller Gemeindeförster geschehen, daß er zu träumen begann. Er sah einen Heini-Joggel von der Lore mit stolzem Gang und erhobenem Haupt ins Dorf hinuntersteigen, den Fuß in das schönste Haus des Fleckens setzen und zu den Nachbarn sagen: „Da bin ich wieder!“ Er sah ihn vor die Gemeinde treten und ihr mit kurzer Gebärde das schlecht bezahlte Försteramt vor die Füße werfen.

Der Heini-Joggel hatte sich in seinem Leben nur einmal verrecknet, unverzeihlich, damals, als er sich zum zweiten Male verheiratete und die junge Nähterin des Dorfes, ein schönes, aber zartes Mädchen heimholte. Die andern Burschen waren an ihr vorbeigegangen, weil sie ihnen für ihre großen Höfe und schweren Kärste nicht dienen konnte; er dagegen hatte sich gesagt: „Sie schneidert nach der Hochzeit weiter, bringt mir täglich Geld ins Haus, und mein Lebensplan wird der ihre sein!“ Aber in der Zimmerluft, bei dem rastlosen Blicken über Röcken, Jacken und Hemden, bei dem lieblosen Leben fing sie an zu kränkeln und hinzusiechen. Jetzt lag sie schon fünf Jahre unten im Friedhof, und, um das Unglück voll zu machen, waren die beiden Töchter nach ihr geartet.

Noch nie hatte er das deutlicher empfunden als jetzt, und er haßte sie, und fast haßte er die Mutter unterm Erdboden. Seine ganze Hoffnung stand auf zwei Augen, denen des Sohnes.

„Ja, der soll es einmal zu Ende führen, er hat, gottlob, die Art dazu; aber helfen müssen wir ihm alle, da heißt es, sich beugen oder brechen! Sich beugen oder brechen, Abeli! Ich kann in Gottes Namen nicht helfen! Ich hab's meinem Vater gelobt, und er soll zufrieden mit mir sein, wenn ich einmal zu ihm hinüberkomme!“

Damit war er für diesen Abend mit sich im reinen. Er warf einen letzten Blick durchs Fenster, und seine Augen verschlangen noch einmal die breiten, mondbeschiedenen Dächer der Scheunen, die soviel Reichtum und Wohlfahrt zudeckten; dann warf er sich aufs Bett.

(Fortsetzung folgt).

## Der letzte Abend.

Nachdruck verboten.

Eine Erinnerung aus Kalabrien von Hector G. Preconi, Zürich.

**A**m frühen Morgen waren an den Baracken und auf den Türen der nur halb zertrümmerten Häuser weiße Zettel angehängt, und die Leute hatten davor gestanden, gleichgültig dem Anschein nach und dennoch erregt vor Neugier. Der kurze Name des Generals stand unter den wenigen Zeilen wie sonst; aber

diesmal redete er nicht von Brot und Kleidern, von Arbeit und Unterkunft, er drohte nicht mit der Strenge unbekannter Gesetze, sondern er verkündete mit knappen Worten das Ende der schrecklichen Zeit. Am nächsten Tage sollte der Belagerungszustand aufhören. Die erste Station auf dem langen Wege in die Zukunft war